

Michaela Krützen

Ein Schlusswort

»Und jetzt? Ich bin da.«

Luxemburg. Ein Abend, Ende der 1990er Jahre. Monika Besse (Sandrine Bonnaire) kehrt in das Haus zurück, das sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Wilem (Hanns Zischler) bewohnt. Dabei löst sie die Alarmanlage aus, was sie in keiner Weise bekümmert. Schließlich hat sie die Sirene auch schon bei ihrem Abgang in Gang gesetzt. Seinerzeit war nicht klar, ob die sichtlich angespannte Beziehung fortgesetzt werden wird. Monika hat sich aber offenbar dazu entschlossen, denn sie fragt ihren Ehemann: »Und jetzt?« Mit ruhiger Stimme setzt sie hinzu: »Ich bin da.« Diese beiden Sätze gelten Wilem, aber auch dem Publikum, denn die junge Frau schaut direkt in die Kamera, während sie die fünf Worte ausspricht, die in die Zukunft weisen. Ihr Blick ist klar und sie wirkt freudig; ein neues Kapitel ihres Lebens beginnt, nachdem sie ein anderes endgültig abgeschlossen hat: Monika hat ihren Vater in Wien zu Grabe getragen. Das neue Kapitel, das nach diesem schweren Gang begonnen werden kann, will sie nicht alleine schreiben, sondern im Dialog mit ihrem Ehemann, den sie in den vergangenen Wochen aus ihrem Leben ausgeschlossen hat. Jetzt kann sie sich wieder auf ihn einlassen. Was auch immer kommen mag, sie ist bereit. Mit dieser Großaufnahme endet der Spielfilm *DIE SCHULD DER LIEBE*, den Andreas Gruber 1997 in Szene gesetzt hat.

Mein Schlusswort trägt also ein Schluss-Wort im Titel. Dieses Schluss-Wort ist durchaus programmatisch zu verstehen. Es verweist auf den Anlass zu dem dieses Buch zusammengestellt und geschrieben wurde. Andreas Gruber verlässt die HFF und wie seine Hauptfigur wird er mit klarem Blick und durchaus freudig in die Zukunft schauen. Seine Körpersprache und seine Mimik werden ausdrücken, was er selbst niemals so direkt sagen würde: »Und jetzt? Ich bin da.« Die beiden Sätze markieren einen (Neu-)Anfang, aber *DIE SCHULD DER LIEBE* befasst sich bis zu dieser Szene mit Problemen des Abschießens. Der Film handelt von einem Abschied, denn die Tochter musste sich von ihrem verstorbenen Vater verabschieden, und von Abschieden, denn immer wieder sagt sie dem Kommissar (Rüdiger Vogler) Lebewohl, der dessen Tod untersucht hat, auch als dessen natürliche Ursache längst feststand. »Wie oft denn noch?«, lachen Monika und der Polizist, bis

sie schließlich für immer auseinandergehen. Sie scheinen nicht voneinander lassen zu können, um dann schließlich doch mit einem Lächeln zu scheiden. Auch der Abschied vom Vater, der zunächst nicht gelingen konnte, endet nach geleisteter Aufarbeitung mit einem Lächeln: Monika kann loslassen. Zum ersten Mal fröhlich steht sie im leer geräumten Haus, wünscht sich sogar ein Foto von ihrem Gesicht. Monika schaut in Richtung der kleinen Fotokamera und blickt damit zugleich auch das Publikum an. Mit diesem Blick verweist der Abgang aus Wien auf die Ankunft in Luxemburg, eine bezeichnende Verbindung.

Dass ich *DIE SCHULD DER LIEBE* für mein Schlusswort ausgewählt habe, hängt zum einen mit der Haltung zusammen, die dieser Film gegenüber geglückten Abschieden einnimmt: den Abschluss mit der Vergangenheit, die Neugier auf die Zukunft. Zweitens aber eignet sich gerade diese Produktion, um eine Besonderheit im Werk von Andreas Gruber aufzuzeigen: das Aufgehen in der Gegenwart, im Moment. Ein Merkmal seiner Inszenierung ist es, dass vielschichtige Beziehungen über Details aufgeschlüsselt werden, die im Bild einfach zu verstehen sind, die Konstellation der Figuren aber in ihrer Komplexität belassen.

Weichen werden schon beim ersten Blick gestellt: Als der Kommissar der aus Luxemburg anreisenden Monika zum ersten Mal begegnet, lässt er versehentlich ihren Pass fallen, so dass beide sich bücken, um ihn aufzuheben; dieser ungelenke Bewegungsablauf wird wegweisend für die Choreografie der Figuren sein. Sie sind einander nah, ohne sich ganz aufeinander zubeugen zu können. Ähnlich wegweisend ist der erste Blick der Tochter auf ihren verstorbenen Vater. Als Monika die Leiche identifizieren soll, hält sie die Hand des Pathologen fest, der das Tuch anhebt, damit der Arzt bloß nicht zu viel von ihm freilegt; diese Abwehr wird sich zunächst manifestieren und dann in eine Sehnsucht nach Aufdeckung umkehren. In der ersten Hälfte des Films will Monika nur schnell die Beerdigung erledigen, in der zweiten will sie herausfinden, wer ihr Vater eigentlich war und was seine Beziehung zu ihr ausmachte. In beiden Einstellungen – der gefallene Pass, das gehaltene Tuch – gilt: Ein Moment lässt vieles erahnen; er enthält die gesamte Zukunft.

Die Intensität eines solchen Moments hat Andreas Gruber auch in der 36. Minute seines Films eingefangen. Monika steigt aus dem Auto des Kommissars und schlägt die Tür des Wagens zu. Doch diese fällt nicht ins Schloss, sondern geht einfach wieder auf. Auch ein zweiter Versuch, die Tür zu schließen, scheitert. Erst als der Kommissar im Inneren des Wagens nachhilft, greift das Schloss. Treffender lässt sich eine Beziehung, die aus vielfa-

chen, bisweilen fast unbeholfenen Verabschiedungen besteht, kaum in ein Bild fassen. Damit folgt die Einstellung dem gerade schon beschriebenen Prinzip, vielschichtige Beziehungen in einem Moment zu erfassen, zu bündeln. Sie offenbart darüber hinaus aber noch eine zweite Besonderheit der Regieführung, die in den Filmen von Andreas Gruber immer wieder festzustellen ist. Ausgerechnet diese Einstellung, der so ein klares Konzept zu Grunde zu liegen scheint, strahlt etwas Zufälliges und damit auch etwas Unmittelbares aus. Die Szene wirkt keineswegs wie ein oft geprobter Trick, wie eine bedeutungsschwere Metapher. Es ist ganz einfach nur eine Autotür, die sich widersetzt, nicht mehr und nicht weniger – und doch viel mehr. Womöglich hat die Tür bei den Dreharbeiten der Darstellerin Sandrine Bonnaire einfach den Dienst verweigert. Aber es ist ihre Qualität als Schauspielerin, die Rolle der Monika in dieser Situation nicht zu verlassen, und es ist die Qualität des Regisseurs Andreas Gruber, die Intensität des so entstandenen Moments zu erkennen und nicht »Cut!« zu rufen.

Der Schluss dieses Schlussworts, das mit einem Schlusswort begann, soll dieser Qualität gewidmet sein. Denn, wenn Andreas Gruber nun nach seinem Abschied von der Hochschule für Fernsehen und Film einen neuen Lebensabschnitt beginnt, dann steht zu wünschen, dass er Momente von solcher Intensität und Unmittelbarkeit inszenieren wird. Nach vielen Jahren der Lehre und der Geschäftsführung kann er sich jetzt wieder seinen Drehbüchern und der Regieführung zuwenden. Er wird dies in großer Offenheit und mit klarer Haltung tun, das ist gewiss: »Und jetzt? Ich bin da.«